einen Ratschlag, den ich den LeserInnen dieser Rezension nicht vorenthalten will: Sich nach Lust und Laune der Magie und des geheimen Charmes des ‚Morgen danach‘ hinzugeben, denn „es gibt sehr wenige Augenblicke im Leben, in denen das Individuum so frei und so sehr für sein Leben verantwortlich ist“ (S. 276).

Mona Hanafi El Siofi

Die Migrantin gibt es nicht!

María do Mar Castro Varela/Dimitria Clayton (Hrsg.): *Migration, Gender, Arbeitsmarkt. Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung*, Königstein/Ts. 2003 (Ulrike Helmer Verlag, 239 S., 21,95 €).

Ökonomisch gesehen ist weltweit eine Ent-Grenzung der Nationalstaaten im Gange. Auf der Suche nach besseren wirtschaftlichen Perspektiven haben auch Migrationsbewegungen wieder zugenommen, global vor allem vom Süden in den Norden. Doch während es für Menschen aus reicheren Ländern zunehmend leichter wird nationalstaatliche Grenzen zu überschreiten, wird es umgekehrt für Menschen aus ärmeren Ländern immer schwieriger eine Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis in Europa oder den USA zu bekommen. Denn wie die Erwerbslosenzahlen belegen, fordert der expandierende Weltmarkt ebenfalls im so genannten Westen seine ‚Opfer‘ – ein Grund, warum Nationalismus hier immer mehr an Bedeutung gewinnt. Und dies äußert sich u.a. eben in der Verschärfung von Maßnahmen im Einwanderungsbereich. Andererseits sind gerade MigrantInnen, insbesondere aber die Frauen, selbst in der 2. und 3. Generation, auf den westlichen Arbeitsmärkten überdurchschnittlich häufig als billige Kräfte auf den untersten Hierarchiestufen der Beschäftigungsskala vertreten. Die Mehrheitsgesellschaften profitieren also von dieser Situation. Im sozialwissenschaftlichen und politischen Mainstream-Diskurs geht man jedoch davon aus, dass die Ursachen hierfür bei den MigrantInnen selbst zu suchen sind: Genannt werden beispielsweise mangelhafte sprachliche Kompetenzen, vermeintlich nicht ausreichende berufliche Qualifikationen, die andere Mentalität, bei Frauen außerdem zu starke Familienorientierung bzw. zu schwache Berufsorientierung oder das Tragen eines Kopftuchs (vgl. Castro Varela i.d.B.). Anders als man glaubhaft machen will, ist solch eine ethnisierte Stratifizierung westlicher Gesellschaften jedoch auf „komplexe Prozesse der Produktion von Ungleichheiten, die sich diskriminierender Instrumente bedienen“ (Castro Varela, S. 14), zurückzuführen. Die zehn Beiträge der Autorinnen des vorliegenden Sammelbandes befassen sich nun zum einen mit den Aspekten struktureller Benachteiligung hauptsächlich von Migrantinnen und zum anderen damit, wie das ethnisierte, vergeschlechtlichte Subjekt (re-)produziert wird. Dabei steht die Situation in der BRD im Vordergrund.

Vor allem die Kulturdifferenzthese – nach dem Motto: ‚die‘ können oder wollen ganz einfach nicht in qualifizierte Berufe einsteigen, weil sie kulturell bedingt anders sind – reicht nicht aus, um die berufliche Benachteiligung mehrheitlich junger Migrantinnen zu begründen. Für einen Zeitraum von mindestens 25 Jahren ist nachweisbar, dass junge Migrantinnen in der BRD im Vergleich zu jungen Migranten gleicher Herkunft bessere und höher qualifizierte Schulabschlüsse erzielen, in ihren Schulerfolgen denen deutscher Mädchen gleichkommen. In der Gegenüberstellung mit deutschen Mädchen ähnlicher Klassenlage weisen junge Migrantinnen sogar eine höhere Berufsmotivation auf. Dennoch ist ihre Beteiligung an qualifizierten Berufen u.a. im Dienstleistungssektor, in der Verwaltung oder im Öffentlichen Dienst gering. Als Ursachen werden Unsicherheiten bezüglich des aufenthaltsrechtlichen Status angeführt oder Menschen mit Migrationshintergrund werden zum Teil wegen vorurteilsbehafteten internen Auswahlkriterien in Betrieben und Institutionen nicht ausgebildet bzw. eingestellt, weil diese zum Beispiel von den ‚mehrheitsdeutschen‘ KundInnen nicht akzeptiert werden könnten. Ein weiterer wichtiger Grund ist das so genannte Inländerprimat, das deutschen Staatsangehörigen grundsätzlich Vorrang bei der Arbeitsvermittlung einräumt (vgl. Clayton, S. 95ff). Doch selbst wenn es sich um MigrantInnen *mit* deutschem Pass handelt, die Deutsch als Erstsprache sprechen und einen höheren Bildungsabschluss erworben haben, bleiben sie auf dem Arbeitsmarkt schwer zu vermittelnde ‚AusländerInnen‘, wobei in Bezug auf Frauen der unterstellte Traditionalismus gewiss mitverantwortlich ist (vgl. Castro Varela, S. 19). Hauptsächlich in ‚Nischen‘-Bereichen, in denen der Umgang mit ‚ausländischem‘ Klientel gefragt ist, haben MigrantInnen jedoch – mit oder ohne deutschen Pass – in letzter Zeit zunehmend Chancen, beruflich aufzusteigen: Bei der Polizei oder, was überwiegend für Migrantinnen gilt, in der Gesundheitsberatung für nicht-deutsche Sexarbeiterinnen. Allerdings wird durch diese Wahrnehmung ‚interkultureller Kompetenzen‘ bzw. ‚kulturellen Kapitals‘ nicht gerade das Bewusstsein gefördert, dass Menschen mit Migrationshintergrund auch für andere Arbeitsbereiche befähigt sind (vgl. Clayton, S. 101f). Bereits beschlossene und geplante arbeitsrechtliche Änderungen werden für sie aber voraussichtlich einige Verbesserungen bringen, um überhaupt einmal in den Arbeitsmarkt einsteigen zu können. Und besonders wird das die Migrantinnen betreffen, die neben rassistischer Selektion und strukturellen Benachteiligungen außerdem von der Diskriminierung qua Geschlecht betroffen sind. Die Gesetzesänderungen haben freilich den Nachteil, dass diese Arbeitsplätze – wenngleich nicht nur für MigrantInnen – tendenziell ungesichert und unterbezahlt sein werden. Doch im Falle der MigrantInnen kommt generell noch erschwerend hinzu, dass die Bildungstitel und Ausbildungsabschlüsse, die sie bereits in ihren Herkunftsländern erworben haben, oft nicht anerkannt und sie daher meist weit unterhalb ihrer Qualifikation beschäftigt werden (vgl. Frings id.B.).

Migrationsforschung wird also strukturelle Faktoren in den Mehrheitsgesellschaften wie aufenthalts- und arbeitsrechtliche Zusammenhänge, die Nicht-Anerkennung von im Ausland erworbenen Bildungstiteln u.ä. berücksichtigen müssen, um sich angemessen an die Realitäten annähern zu können. Genauso relevant wird es sein, zu beachten, dass MigrantInnen *keine* homogene Gruppe sind. Im Gegenteil: Neben Geschlecht, sozialer Klasse und Ethnizität als Strukturkategorien,

Fremdzuschreibungen und der sozialen Selektivität im (deutschen) Bildungs- und Arbeitsmarktsystem, gibt es gesicherte Hinweise darauf, dass ebenso die spezifische individuelle Migrationsgeschichte und die Strukturen sozialer Klassen *innerhalb* der verschiedenen Herkunftsgruppen in die Fragestellungen einzubeziehen sind. MigrantInnen aus dem Iran beispielsweise (und auch hier sind es vor allem Frauen und Mädchen), die im Vergleich zu anderen MigrantInnengruppen überproportionale Bildungserfolge erzielen, kommen vornehmlich aus der iranischen Mittel- und Oberschicht und haben erst in Deutschland einen niedrigen sozialen Status erhalten (vgl. Farrokhzad i.d.B.). Türkische MigrantInnen hingegen entstammen eher unteren Gesellschaftsschichten der Türkei. Das kann dazu führen, dass sich diejenigen TürkInnen mit Herkunft aus höheren Schichten auch nach der Migration von denjenigen TürkInnen aus niedrigeren Schichten sozial und kulturell klar abgrenzen, obwohl sie gleichermaßen einen Statusverlust erfahren (vgl. Erel i.d.B.).

Beziehen sich ökonomische Konzepte in der Regel nur auf institutionelle kapitalistische Rahmenbedingungen, so untersucht man in der Migrationsforschung als ‚Ethnische Ökonomie‘ wie MigrantInnen im Unterschied zu einheimischen UnternehmerInnen in Produktion und Handel marktorientiert agieren. Zum Beispiel kann ‚thailändisches‘ Essen als ethnisiertes Produkt kapitalistisch vermarktet werden. Unter sozialwissenschaftlicher Betrachtung gerät das Restaurant dabei zum Paradoxon: Einerseits ist es ein Ort, wo verschiedenste Menschen thailändischer Herkunft zusammenkommen, wengleich diese Zusammenkunft durch das Arbeitgeber-ArbeitnehmerInnen-Verhältnis hierarchisch strukturiert ist. Andererseits wird hier gewaltsam ‚die Thailänderin‘ konstruiert bzw. (re-)produziert, um die sexualisierten und rassifizierten Projektionen der Gäste über ‚Thailändischsein‘ zu befriedigen (vgl. Haritaworn i.d.B.).

Im Rahmen eines poststrukturalistischen, ökonomischen Ansatzes wird dafür plädiert, in ökonomische Konzepte neben kapitalistischen grundsätzlich auch nichtkapitalistische Produktionsverhältnisse wie unbezahlte Hausarbeit miteinzubeziehen. Liegen die Kontrolle über den Arbeitsprozess und dessen Produkt vollständig bei den Ausführenden, kann dabei nicht von Ausbeutung gesprochen werden. Demnach ist es gerade für die feministische Migrationsforschung wichtig, im Zusammenhang mit Hausarbeit eine vergeschlechtlichte Ethnisierung zu vermeiden, folglich also von Migrantinnen geleistete Hausarbeit nicht als eine kulturell verankerte (Ausbeutungs-)Praxis zu charakterisieren. Nicht nur für Migrantinnen kann *selbst*kontrollierte Hausarbeit ein performativer Ausdruck weiblicher Identität und Macht sein (vgl. Erdem i.d.B.).

Wurde in der ‚klassischen‘ Frauenforschung bis dato – wenn überhaupt – *die* Migrantin eher als bedauernswertes Opfer thematisiert, wird in den Aufsätzen jedoch sichtbar, dass Migrantinnen, schon seit der ersten Generation, immer auch Akteurinnen mit Visionen waren bzw. sind. Insbesondere nach dem verlautbarten Paradigmenwechsel hinsichtlich notwendiger Kritik z.B. an der falschen Homogenität zentraler Kategorien wie ‚Frau‘, ‚Geschlecht‘ oder ‚binärer Zweigeschlechtlichkeit‘ ist anzuerkennen, dass auch nicht länger von *den* Frauen gesprochen werden

kann, die auf dem Arbeitsmarkt unter *der* Geschlechterhierarchie benachteiligt werden (vgl. Gümen S. 33). Migrantinnen funktionieren seit den 1960er Jahren „gewissermaßen als Katalysatoren für die Emanzipation und berufliche Besserstellung bundesdeutscher Frauen“ (Castro Varela, S. 17). Es sollte folglich bei jeder Analyse danach gefragt werden: „Welche Frauen tun was und wie, in welchem Kontext?“ (Gümen, S. 35).

Ethnizität wurde also, neben Geschlecht u.a., ebenfalls ein Stratifikationsmerkmal innerhalb herrschender Hierarchien und ist es heute noch. Gleichwohl kann man Ethnizität – wie auch Geschlecht – nicht als grundlegende Eigenschaft von Personen und Gruppen voraussetzen, sondern Ethnizität ist als ein Ergebnis von Zuschreibungsprozessen zwischen Gruppen zu betrachten (vgl. Granato/Schittenhelm, S. 115). Um Erklärungsansätze nicht nur an derlei Einzelzuschreibungen festzumachen, ergibt sich u.a. für Migrantinnen-Forschung folgendes Desiderat: Sie sollte nicht unter rein migrations- oder geschlechtsbezogenen Aspekten betrieben, sondern bewusst mehrdimensional (etwa unter Berücksichtigung generations- und bildungsspezifischer Entwicklungen) und am Besten vergleichend (z.B. junge Migrantinnen und junge einheimische Frauen) durchgeführt werden (vgl. Granato/Schittenhelm, S. 121). Solch ein Anliegen möchte ungerechtfertigte Fixierungen und Pauschalisierungen umgehen und eben das ist etwas, worin dieser lesenswerte Band mit wirklich gutem Beispiel vorangeht.

Mona Hanafi El Siofi

Zur Entschleierung des Westens ...

Houda Youssef (Hrsg.): *Abschied vom Harem? Selbstbilder – Fremdbilder muslimischer Frauen*, Berlin 2004 (Orlanda Frauenverlag, 368 S., 17,50 €).

Die arabische oder muslimische Frau bietet ein bemerkenswertes Beispiel für Stereotypenbildung im so genannten Westen. Entweder sie hat eine gewisse Popularität als erotisch-exotische Haremsschönheit und Bauchtänzerin, auf die man sexuelle Phantasien projizieren kann, oder sie erregt Mitleid als ungebildete, hässlich verschleierte und unterdrückte Muslimin, die zur Unsichtbarkeit verdammt ist. Die Geschichte des erstgenannten Klischees reicht bis ins 18. Jahrhundert zurück und wird noch immer fortgeschrieben, das zweite gesellte sich spätestens mit den 1960er-/70er-Jahren, dem Auftauchen ‚terroristischer‘ Befreiungsbewegungen wie der PLO in Palästina, hinzu und hat sich heute etabliert. Auf der ‚anderen‘ Seite sieht es auch nicht viel besser aus – dort hält sich das Klischee der westlichen Hure oder es wird argumentiert, dass die westliche Frau die eigentlich Unterdrückte ist, weil sie arbeiten *muss* und somit, meist auch noch unterbezahlt, einer Doppelbelastung ausgesetzt ist, da Haushalt und Kindererziehung ja in der Regel in ihrem Tätigkeitsbereich verbleiben.